

Hamburgische Dramaturgie.

Fünf und vierzigstes Stück.

Den 2ten October, 1767.

2. **N**icht weniger bequem hat es sich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke sich einmal alles das, was er in seiner *Merope* vorgehen läßt, an Einem Tage geschehen; und sage, wie viel Ungereimtheiten man sich dabey denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreßsig Stunden, auf die *Corneille* ihn auszudehnen erlauben will. Es ist wahr, ich sehe zwar keine physikalische Hindernisse, warum alle die Begebenheiten in diesem Zeitraume nicht hätten geschehen können; aber desto mehr moralische. Es ist freylich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getrauet seyn kann; besonders, wenn man es mit Gewalt vor den Priester schleppen darf. Aber wenn es geschieht, ver-

langt man nicht eine so gewaltsame Beschleunigung durch die allertrügigsten und dringendsten Ursachen gerechtfertiget zu wissen? Findet sich hingegen auch kein Schatten von solchen Ursachen, wodurch soll uns, was blos physikalischer Weise möglich ist, denn wahrscheinlich werden? Der Staat will sich einen König wählen; Polyphont und der abwesende Megisth können allein dabey in Betrachtung kommen; um die Ansprüche des Megisth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter desselben heyrathen; an eben demselben Tage, da die Wahl geschehen soll, macht er ihr den Antrag; sie weist ihn ab; die Wahl geht vor sich, und fällt für ihn aus; Polyphont ist also König, und man sollte glauben, Megisth möge unanmehr erscheinen, wenn er wolle, der neuerwählte König könne es, vors erste, mit ihm ansehen. Nichtsweniger; er bestehet auf der Heyrath, und bestehet darauf, daß sie noch desselben Tages vollzogen werden soll; eben des Tages, an dem er Merope zum erstenmale seine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein so alter Soldat, und ein so hitziger Freyer! Aber seine Freyeren, ist nichts als Politik. Desto schlimmer; diejenige, die er in sein Interesse verwickeln will, so zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als sie glauben mußte, daß ihn ihre

Hand

Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen sollte; aber nun ist er König, und ist es geworden, ohne sich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole seinen Antrag, und vielleicht giebt sie es näher; er lasse ihr Zeit, den Abstand zu vergessen, der sich ehemals zwischen ihnen befand, sich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht ist nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er sie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, sie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß sie gezwungen worden? Werden sie ihn nicht auch darum hassen zu müssen glauben? Werden sie nicht auch darum dem Megisth, sobald er sich zeigt, beizutreten, und in seiner Sache zugleich die Sache seiner Mutter zu betreiben, sich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schicksal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahr sonst so bedächtlich zu Werke gegangen, diesen Megisth nun selbst in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Ansprüche zu besitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer ist, als die Verbindung mit seiner Mutter: es soll und muß geherrathet seyn, und noch heute, und noch diesen Abend; der neue König will bey der alten Königin noch diese Nacht schlafen, oder es geht nicht gut. Kann man sich etwas komischeres denken? In der Vorstellung, meine ich; denn

Daß es einem Menschen, der nur einen Funken
 von Verstande hat, einkommen könne, wirklich
 so zu handeln, widerlegt sich von selbst. Was
 hilft es nun also dem Dichter, daß die besondern
 Handlungen eines jeden Aktes zu ihrer wirklichen
 Eräußung ungefehr nicht viel mehr Zeit brau-
 chen würden, als auf die Vorstellung dieses Ak-
 tes geht; und daß diese Zeit mit der, welche auf
 die Zwischenakte gerechnet werden muß, noch
 lange keinen völlißen Umlauf der Sonne erfo-
 dert: hat er darum die Einheit der Zeit beobach-
 tet? Die Worte dieser Regel hat er erfüllt, aber
 nicht ihren Geist. Denn was er an Einem Tage
 thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan
 werden, aber kein vernünftiger Mensch wird es
 an Einem Tage thun. Es ist an der physischen
 Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die
 moralische dazu kommen, deren Verletzung allen
 und jeden empfindlich ist, anstatt daß die Ver-
 letzung der erstern, ob sie gleich meistens eine
 Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer
 so allgemein anstößig ist, weil diese Unmöglich-
 keit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E.
 in einem Stücke, von einem Orte zum andern ge-
 reiset wird, und diese Reise allein mehr als einen
 ganzen Tag erfordert, so ist der Fehler nur denen
 merklich, welche den Abstand des einen Ortes
 von dem andern wissen. Nun aber wissen nicht
 alle Menschen die geographischen Distanzen;

aber

aber alle Menschen können es an sich selbst merken, zu welchen Handlungen man sich Einen Tag, und zu welchen man sich mehrere nehmen sollte. Welcher Dichter also die physische Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moralischen zu beobachten versteht, und sich kein Bedenken macht, diese jener aufzuopfern, der versteht sich sehr schlecht auf seinen Vortheil, und opfert das Wesentlichere dem Zufälligen auf. — Rassei nimmt doch wenigstens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeuter, wird erst den Morgen darauf vollzogen. Auch ist es bey ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron besteiget; die Begebenheiten pressen sich folglich weniger; sie eilen, aber sie übereilen sich nicht. Voltairens Polyphont ist ein Ephemeron von einem Könige, der schon darum den zweyten Tag nicht zu regieren verdienet, weil er den ersten seine Sache so gar albern und dumm anfängt.

3. Rassei, sagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringsten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung der Scenen, sagt Corneille, ist eine große Zierde eines Gedichtes, und nichts kann uns von der Stetigkeit der Handlung besser verstehen, als die Stetigkeit der Vorstellung. Sie

U 3

„ist

„ist aber doch nur eine Zierde, und keine Regel; denn die Alten haben sich ihr nicht immer unterworfen u. s. w.“ Wie? ist die Tragödie bey den Franzosen seit ihrem großen Corneille so viel vollkommener geworden, daß das, was dieser bloß für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler ist? Oder haben die Franzosen seit ihm das Wesentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß sie auf Dinge einen so großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns diese Frage entschieden ist, mag Corneille immer wenigstens eben so glaubwürdig seyn, als Lindelle; und was, nach jenem, also eben noch kein ausgemachter Fehler bey dem Rassel ist, mag gegen den minder streitigen des Voltaire ausgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben sollte. Wenn z. E., in dem ersten Acte, Polyphont zu der Königin kömmt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Ist dieses Zimmer der Ort, wo er sich gegen seinen Vertrauten so frey herauslassen sollte? Das Bedürfnis des Dichters verräth sich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir notwendig wissen müssen, nur daß wir sie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Rassel motivirt das Auftreten und Abgehen seiner Personen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben so oft falsch; welches wohl noch schlimmer ist. Es ist nicht genug, daß eine Person sagt, warum sie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einsehen, daß sie darum kommen müssen. Es ist nicht genug, daß sie sagt, warum sie abgeht, man muß auch in dem Folgenden sehen, daß sie wirklich darum abgegangen ist. Denn sonst ist das, was ihr der Dichter-thesfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand, und keine Ursache. Wenn j. E. Eurikles in der dritten Scene des zweyten Akts abgeht, um, wie er sagt, die Freunde der Königin zu versammeln; so müßte man von diesen Freunden und von dieser ihrer Versammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, so ist sein Vorgeben ein schülerhaftes *Peto veniam exeundi*, mit der ersten besten Lügen, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er sagt, sondern um, ein Paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu lassen wußte. Noch ungeschickter geht Voltaire mit dem Schlusse ganzer Akte zu Werke. Am Ende des dritten sagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feyerlichen Verbindung schon alles bereit sey; und so geht

er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, sondern geht mit einer Exclamation zu einer andern Couliſſe hinein; worauf Polyphont den vierten Akt wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel geſ folgt iſt, (Denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit,) ſondern wiederum mit ſeinem Groz Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache, mit ihm hätte ſchwätzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Akt, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreyet,

Courons tous vers le temple ou m'attend
mon outrage;

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie,

Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfange des fünften Akts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen, und kömmt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwischen dem dritten und vierten, und zwischen dem vierten und fünften Akte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte; ſondern es geſchieht auch, platter Dinge, gar nichts, und der dritte u. vierte Akt ſchließen bloß, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Han-